

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 12 (1918)
Heft: 5

Buchbesprechung: Ein einziges Buch

Autor: Friedrichs, Elsbeth

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wer aber sich zu der Ueberzeugung hindurchgerungen hat, daß die christliche Kirche heute weniger als je das Recht hat, den Bedrückter gegenüber dem Bedrückten zu rechtfertigen, der breche mit dem bisherigen feigen Kompromißsystem und setze sich redlich mit den Tatsachen auseinander. Wie wäre es, wenn die Schweizer Pfarrer, Katholiken wie Protestanten, mit gutem Beispiel vorangingen? Wenn vielleicht sogar die Begüterten unter ihnen versuchten dem Sage ihres Herrn vom Kamel und vom Nadelöhr einen neuen Sinn zu geben? Bei Gott sind alle Dinge möglich! Silas.

L i t e r a t u r.

Blumenthal, Die Befreiung von der Geld- und Zinsherrschaft	Fr. 1.25
Barnabas, Josef, Salomo und unsere Kriegsfinanzen	" —.60
Christen, Die gegenwärtige Teuerung und das Schweiz. Nationalbankgesetz	" —.60
Frankfurth, Das arbeitslose Einkommen	" 1.25
Gesell, Die natürliche Wirtschaftsordnung	" 5.—
" Gold und Frieden?	" —.60
Freigeldfibel	" —.60

Zu beziehen durch den Verlag des Schweizer Freiland- und Freigeldbundes
Les Hauts Geneveys, St. Neuenburg.

Ein einziges Buch.

Jim 17. Jahrhundert verbreitete sich zunächst in England eine antimilitaristische Bewegung. Die „Kinder des Lichts“, die Quäker, waren ihre Urheber und Verbreiter; aber sie mußten auch ihre Märtyrer werden. Trotz Leiden und Verfolgungen, welche ja die religiöse Begeisterung gern um ihres Ideales willen duldet, wuchs das Quäkertum schnell, und hatte bald seine Vertreter und Prediger in den meisten europäischen Staaten. Ueberall waren sie den gleichen Verfolgungen ausgesetzt, und es gab keinen europäischen Boden, auf dem sie sich sammeln und organisieren konnten. Da erstand ihnen der Moses in der Persönlichkeit des William Penn. Dieser junge Held, mit einem reichen Geiste, einer umfassenden wissenschaftlichen, staats- und weltmännischen Bildung ausgestattet, wurde von seinem Vater, einem englischen Admiral und Kriegsanhänger, um seines religiösen Separatismus willen verstoßen, von seinen Verfolgern in den Turm geworfen, wo er im peinvoller, beinahe ein Jahr dauernder Kerkerhaft, aber im Gemüthe froh, sein Werk schrieb: „Ohne Kreuz keine Krone“. Einen reinen, wahrhaft menschlichen Staat, einen Gottesstaat, nach den Grundsätzen seiner Religion zu gründen, in ihm seine Glaubensgenossen zu organisieren, das wurde das Ziel, nach dem er strebte. Amerika war entdeckt, er suchte sein gelobtes Land jenseits des Ozeans. Nach seines Vaters Tode fiel ihm dessen beträchtliches Ver-

mögen als Erbe zu und eine Forderung an die englische Krone, eine Forderung, zu deren Erringung er den Antrag stellte, man möge ihn abfinden durch Ueberweisung einer beträchtlichen Strecke amerikanischen Landes. Diesem Antrag wurde über sein Erwarten hinaus schnell und weitgehend entsprochen, William Penn sah sich im Jahre 1681 als Besitzer mit unumschränkten Hoheitsrechten eines großen Landstriches am westlichen Ufer des Delaware gelegen. Dorthin führte er seine Glaubensgenossen, die er aus verschiedenen Ländern zusammenrief und gründete eine große Kolonie, die schnell emporblühte. Schon vorher in andauernder Gedankenarbeit hatte der Staatenbegründer seine später so berühmt gewordenen 24 Konstitutionsartikel entworfen. Er berief, nachdem die ersten Jahre der Ansiedlungsarbeiten überwunden waren, die Kolonisten zu einer Generalversammlung und sanktionierte feierlich diese 24 Konstitutionsartikel.

Der junge Staat wurde „Pennsylvania“ (Penn's Waldrevier auf deutsch) genannt. Er erhielt demokratisch-republikanische Verfassung, gewährte seinen Bürgern absolute Religions- und Gewissensfreiheit, sowie alle von der menschlichen Würde geforderten Rechte im Staat. Grundsätzlich wurde ein völlig kriegloser Staat organisiert. Niemand trug Waffen, und benötigte man Vanderweiterung oder anderer Dinge, welche im Besitze der indianischen Nachbarvölker waren, so wurden nach den strengen Prinzipien der Gerechtigkeit gegenseitige Kaufverträge abgeschlossen. Das war nach der greuelvollen gewaltsamen Aneignung des amerikanischen Bodens und Eigentums, wie es durch die Europäer geübt worden war, eine neue Erfahrung für die Eingeborenen des Landes. Vertrauen und Wohlwollen zogen ein, wo früher Erbitterung und Mißtrauen geherrscht hatten, es stellte sich zwischen dem jungen Staate der Eingewanderten und den indianischen Nachbarn ein auf Wohlwollen und Freundschaft begründetes Verhältnis ein, durch welches den Bürgern Pennsylvanias erhebliche Vorteile erwuchsen.

William Penn erbaute sich keinen Thron, setzte sich keine Krone aufs Haupt, er vermied sogar irgend welche äußeren Zeichen einer bevorzugten Stellung unter seinen Mitbürgern. Nachdem das neue Staatswesen gefestigt war, nachdem noch Philadelphia durch ihn seine Begründung erlebt hatte, konnte Penn unbesorgten und frohen Herzens sein Werk in Amerika verlassen und sich in seinem Heimatlande, wo zu wirken es ihm notwendiger dünkte, anderen Aufgaben widmen.

Der Staat Pennsylvania hatte damals sein goldenes Zeitalter. Friede herrschte unter den Brüdern im Lande und Friede, durch nichts erschütterter Friede bestand auch mit den Nachbarn. Daß dieses Leben unter den Segnungen der Eintracht in jenen Zeiten, wo niemand ein Verständnis für die quäkerische Auffassung der Dinge hatte, der nicht innerhalb dieser Gemeinschaft lebte, daß

dieses Leben nicht so bleiben konnte, ist verständlich. Auch Pennsylvania wurde hineingezogen in mancherlei politische Wirren; aber die liebliche Mär von dem frommen Glück jener ersten Kolonisten wurde fortgepflanzt. Der Vater erzählte sie dem Sohne, der Großvater den Enkeln, und der quäkerische Geist starb nicht aus. Jene 24 Penn'schen Konstitutionsartikel wurden hundert Jahre später bei dem Verfassungsentwurf der Vereinigten Staaten Nordamerikas zugrunde gelegt.

Ich suche in diesem Stückchen Frühgeschichte des jetzigen Amerika gern den Ursprung des Friedensgeistes, der den gesamten amerikanischen Kontinent beseelt und aus jeder Botschaft Präsident Wilsons hervorklingt. Ist doch die ganze Friedensbewegung in Amerika durch Quäker ins Leben gerufen worden. Das geschah freilich beinahe zwei Jahrhunderte nach der Entstehung des Staates Pennsylvania; aber Gottes Mühlen mahlen langsam, sie mahlen langsam, stehen aber niemals still, und sie mahlten auch weiter durch alle die schweren, kriegerischen Zeiten hindurch, in denen sich die neue Welt zu lebensfähigen Staatsformen gestaltete.

Hier bin ich zu dem Zeitpunkt gekommen, an dem das Buch einsetzt, das ich in meiner Ueberschrift ein einziges Buch genannt habe. Es ist betitelt: „Pan-Amerika, Entwicklung, Umfang und Bedeutung der zwischenstaatlichen Organisation in Amerika 1810—1916“ (Verlag Artistisches Institut Drell-Füßli, Zürich, Fr. brosch. Fr. 8. —, geb. Fr. 10. —), und es ist geschrieben worden von Dr. Alfred S. Fried. Freilich sollte es längst bekannt, sollte es längst ein Weltbuch sein (wäre es dies, so hätten wir vielleicht den Weltkrieg nicht, sondern die Umwälzung hätte sich organisatorisch vollzogen); denn es erschien in erster Auflage schon im Jahre 1910, zu einer Zeit, wo man noch die Wahl hatte zwischen kriegerischer und vertraglicher Auseinandersetzung. Aber niemand außer den Pazifisten und diesen sehr nahestehenden Persönlichkeiten kümmerte sich um diese Erscheinung, das Buch wurde von dem mit Kriegsgeist erfüllten Deutschland — das habe ich, die ich das Werk zu verbreiten trachtete, erfahren — mit einem spöttischen Achselzucken abgelehnt. Es ist außerdem, daß es einen einzigartigen Stoff, eine einzigartige Wirklichkeit behandelt, auch buchstäblich ein einziges Buch; denn „... Weder in Europa noch in Amerika“, so heißt's im Vorwort, „ist Derartiges bis jetzt veröffentlicht worden. Ich habe mein Material aus zerstreutesten Quellen zusammensuchen müssen, und muß feststellen, daß es in deutscher Sprache bis jetzt nur überhaupt einen einzigen Revueartikel gibt, der sich mit diesem Thema befaßt, der obendrein von einem Amerikaner herrührt.“

Man lese den Titel genau, er sagt, um was es sich in dem Buche handelt. Die Darstellung setzt ein in dem Zeitpunkte, der, ähnlich dem heutigen Geschehen, nach gewaltigen Stürmen

den Völkern der jungen und der alten Welt den Ruhepunkt brachte, wo man sich auf sich selbst besinnen kann. Die napoleonische Aera war vorbei, ihre Inanspruchnahme aller europäischen Kräfte hatte es den amerikanischen Tochterstaaten ermöglicht, sich ihre Unabhängigkeit zu erringen, beide Welten standen vor einer Neube-gründung ihres Staats- und Staatenwesens, und dieser Zeitpunkt wurde zugleich der Trennungspunkt beider Welten. In Europa ging es durch die Bildung der „Heiligen Allianz“ mit ihrem Legitimitäts- und Interventionsprinzip im alten Schlandrian weiter, in Amerika begann der Gedanke der Unabhängigkeit, des gleichen Rechtes und der daraus entspringenden Solidarität aller Völker, Grundsatz zu werden. Der Präsident Monroe stellte seine Lehre auf, nach der die europäische Politik auf die amerikanischen Staaten nicht anwendbar und nach der es fortan nicht möglich sei, europäische Kolonien auf amerikanischem Boden zu bilden.

Die lateinisch-amerikanischen Staaten andererseits faßten den Grundsatz einer Völkerföderation ins Auge, eines Defensivbundes, durch den sie sich vereint zu schützen vermochten gegen europäische Ein- und Uebergriffe, gegen europäische Eroberungspolitik.

Man sieht leicht, daß beide amerikanischen Staatenkomplexe von einem gleichen Beweggrund getrieben werden, nach der gleichen Maxime handeln, wenn auch diese zunächst noch nicht in voller Klarheit erfaßt worden sein mochte. Und diese Maxime wurzelte im Friedensideal, im christlichen Gewissen, in dem, was auf dem gleichen Boden schon einmal Wirklichkeit gewesen war.

Wohl mußte sich und muß sich auch weiter ein dauernder Läuterungsprozeß auch hier vollziehen. Er ging durch Jahrzehnte, in denen sich einerseits die angelsächsischen Völkerschaften, die große nordamerikanische Union zu schneller Kulturbüte entfaltete, während die Staaten des lateinischen Amerika, noch in weit höherem Grade belastet mit barbarischen Instinkten, ungleich mehr revolutionäre Krisen, namentlich im Inneren der einzelnen Völker durchzumachen und mühevollen Wege über Berg und Tal zu machen hatten, bevor sie einigermaßen zu einer sittlichen und damit wahrhaft politischen Reife kamen, zu einer solchen Reife, die eine Zusammenarbeit mit der Union möglich machte.

Diese Schwierigkeiten eben überwandten die Völker Zentral- und Südamerikas im allgemeinen gemeinsam. Wie dies geschah, wie sie von Zusammenkunft zu Zusammenkunft, von Kongreß zu Kongreß schritten und nach und nach zu immer größerer Klarheit gelangten, die Darstellung dieses Prozesses füllt den ersten Teil des Fried'schen Buches aus, und es ist ein höchst interessantes und lehrreiches Bild werdenden Kulturlebens, was wir da überblicken.

Die beiden Amerikahälften suchten und fanden einander zu gemeinsamer Weiterarbeit. Dies geschah erst im Jahre 1889. Es wäre früher geschehen, wenn nicht noch immer ein Rest von Zagen

vor der Möglichkeit, von der großen nordamerikanischen Union bevormundet zu werden, auf Seiten Latein-Amerikas den Schritt verhindert hätte. Zwar war man sich der grundsätzlichen Uebereinstimmung seit Ausgabe der Monroelehre durch die Union bewußt, man fühlte sich vor allem als Amerikaner hier wie dort und wußte, daß es amerikanische Freiheit, amerikanische Kultur gab; aber es wurde in der Folge doch erst eine von beiden Amerikahälften intensiv empfundene und schon vielfach betätigte Neigung zum zusammenführenden Faktor. Das war die Neigung zur Regelung der Schiedsgerichtsfrage für Völkerstreitigkeiten.

Aus welchen Bedürfnissen diese Neigung entsprang, wie sie erstarkte, darauf muß hier hingewiesen werden; denn die amerikanische Arbeit in der Richtung des Schieds- und Gerichtswesens für Ausgleich von Völkerstreitigkeiten wird innerhalb Europas noch sehr wenig verstanden und gewürdigt. „Seit einigen Jahren ist seitens der Staaten von Zentral- und Südamerika eine wachsende Neigung an den Tag gelegt worden, Streitigkeiten über ernste Fragen des internationalen Lebens und über Grenzen lieber der Schiedsgerichtsbarkeit als dem Schwert zu überweisen. Bei verschiedenen solchen Gelegenheiten war es für die Regierung der Vereinigten Staaten eine Quelle tiefer Befriedigung, zu sehen, daß ihr Land im weitesten Maß von allen amerikanischen Mächten als deren Freund und Vermittler angesehen wurde. Der weise und gerechte Rat des Präsidenten ist in solchen Fällen niemals vorenthalten worden, und seine Bemühungen sind stets belohnt worden durch die Verhütung blutigen Streites zwischen Völkern, die wir als unsere Brüder betrachten.“ Von diesen Tatsachen (einem Rundschreiben des Staatssekretärs der Union an die 19 freien Republiken Latein-Amerikas, S. 30 d. vorl. Werkes) aus geht die Begründung einer Aufforderung von Seiten der Union zu einer ersten panamerikanischen Völkerkonferenz. In der Schrift heißt es weiter: „Das Vorhandensein dieser wachsenden Neigung gibt dem Präsidenten die Ueberzeugung, daß die Zeit reif sei für einen Vorschlag, das Wohlwollen und das nützliche Zusammenwirken aller Staaten der westlichen Halbkugel, der nördlichen sowohl wie der südlichen, dienstbar zu machen im Interesse der Menschlichkeit und der gemeinsamen Wohlfahrt der Völker . . .“ „ . . . Die erste panamerikanische Konferenz trat im Oktober des Jahres 1889 zusammen und tagte bis April 1890. Das Programm unterscheidet sich vor allem wesentlich von dem der Haager gouvernementalen Konferenzen dadurch, daß es keine Kriegsreglementierung aufweist, sondern daß Verhandlungen gepflogen werden lediglich über die Abschaffung des Krieges und die Mittel dazu. Aber auch dies ist nur ein Punkt, dessen Behandlung, so oft er auf den weiteren Konferenzen wieder vorkommt, durchaus in der Wertung erscheint, ein notwendiges

Uebel zu sein, an dessen baldige gänzliche Ausschaltung aus den Programmen (durch die vollendete Abschaffung des Krieges) sich die starke Hoffnung aller Staaten knüpft. Denn das Hauptwerk dieser Konferenzen ist der Kultur und ihren Aufgaben gewidmet. Davon geben die die Mehrzahl der Verhandlungspunkte bildenden Gegenstände einen Beweis, z. B.: Völker-Privatrecht, Organisationsfragen politischer und kultureller Natur, Sanitätsfragen, Verkehrsfragen (panamerikanische Eisenbahn, panamerikanische Schifffahrt u. s. w.), Ausländerfrage, Erziehungs- und Bildungsfragen, Handel- und Industrie, Finanzwesen u. s. w., alles international behandelt, das sind die gemeinsamen Angelegenheiten. Längst ist der gesamte Komplex insofern dezentralisiert worden, als für jedes Gebiet internationale Sonderkommissionen bestehen, die wiederum zwischen den gouvernementalen Tagungen ihre panamerikanischen Spezialkongresse abhalten und ihre Berichte vorbereiten für die gouvernementale Konferenz. In Washington besteht ein panamerikanisches Bureau, in das alle Fäden der Gemeinschaftsarbeit zusammenlaufen, und wo auch der panamerikanische Verwaltungsrat seine Arbeitsstätte hat. In diesem Verwaltungsrat besitzen die lateinisch-amerikanischen Staaten die Mehrheit, was schon gegen die durch nichts zu begründende europäische Meinung zeugt, daß die nordamerikanische Union sich Oberherrschaft und Vorrechte erlaubt.

Von welcher Wichtigkeit und Bedeutung dieses Bureau für die Erhaltung des Friedens ist, dies hat Dr. Fried seit Jahren betont — umsonst!

Jüngst gab in einer englischen Kabinetts-Sitzung ein hervorragender Staatsmann unter der Zustimmung aller Anwesenden seiner Meinung über dieses Bureau Ausdruck, indem er erklärte, daß es niemals einen europäischen Krieg gegeben hätte, wenn in einer der europäischen Hauptstädte, London, Paris, Berlin oder Wien, ein paneuropäisches Bureau auf der gleichen Grundlage, für den gleichen Zweck und unter der gleichen Kontrolle organisiert gewesen wäre, wie das panamerikanische Bureau in Washington. „Es ist für den Verfasser,“ heißt es auf Seite 291 dazu, „der sich seit Jahren für ein besseres Verständnis der panamerikanischen Arbeit und besonders für die Errichtung eines paneuropäischen Bureaus eingesetzt hat, eine traurige Genugtuung, diese Stimme hier zu registrieren.“

Es haben bisher vier panamerikanische Konferenzen stattgefunden. Sie tagten je nach jahrelangen Zwischenperioden nacheinander in Washington, Mexico, Rio de Janeiro und Buenos-Aires. Eine fünfte Konferenz wurde hinausgeschoben infolge des europäischen Krieges. Anstatt ihrer setzte in Amerika eine überaus geschäftige Arbeit für den Weltfrieden ein, die man von Europa aus mehr beobachtet und verfolgt hat, als das frühere Leben auf diesem

Gebiete. Ihren Höhepunkt bildete — der Krieg! Darüber später noch.

Ueberschaut man nun den Vorgang, wie ihn Fried in seinem Buche bis zur vierten Konferenz mit seiner bekannten Klarheit, Uebersichtlichkeit der Stoffanordnung und Exaktheit der Berichterstattung schon in seiner ersten Auflage dargestellt hat, so bietet sich einem das Bild einer grandiosen und wundervollen Völkerorganisation dar, einer kulturellen Völkerorganisation, deren treibende Kräfte die Intelligenz und die sittliche Kraft sind, ja, die sittliche Kraft; denn aus einem nackten Schutzmittel freier, unabhängiger Staaten zwecks Errichtung eines Walles gegen fremde usurpatorische Gelüste, nämlich der Monroelehre, ist ein tiefes sittliches Prinzip geworden. Auch die ebenso nackte Defensivföderation, von der Latein-Amerika ausging, ist geläutert und längst mit diesem Prinzip verschmolzen. Der Monroeismus bezeichnet heute den neuen Geist einer Völkerfamilie von 21 freien Republiken mit der Devise „Einer für Alle und Alle für Einen“, einer Völkerfamilie, die eine neue Politik geschaffen hat.

„Gibt es da nicht noch halb wilde Staaten?“ fragt man im Hinblick auf die Schilderungen unserer Tagespresse von dem Leben der fünf kleineren zentralamerikanischen Staaten. Auch diese sind ängstlich in die Organisation hineingewachsen. Wohl gab es da einen Herd dauernd störender Unruhen. Diese wurden beseitigt durch die im Geiste selbstloser Fürsorge von einigen größeren Staaten unternommene Sonderorganisation Zentralamerikas. Seit 1908 gibt es einen zentralamerikanischen Staatengerichtshof (in Cartago, der Hauptstadt von Costa Rica, ebenso daselbst ein pädagogisches Institut und ein zentralamerikanisches Bureau). Es finden zentralamerikanische Sonderkonferenzen statt und ihre Ergebnisse bilden eines der Arbeitsfelder auf den panamerikanischen Konferenzen.

Was man bisher unter Politik verstand und bei uns noch versteht, das ist eigentlich doch vom Standpunkte sittlicher Kultur aus betrachtet so etwas wie diejenige Kraft, „die stets verneint“, die sich kulturhemmend geltend macht. Sieht man sich aber die neue amerikanische Politik an, wenigstens wie sie dort von den führenden Geistern als Richtschnur gegeben wird, so verschmelzen Politik und Kultur derart, daß man die Grenzen zwischen beiden nicht mehr findet. So hat der panamerikanische Juristenkongreß (Hauptarbeit das Völkerrecht) sowohl politischen wie Kulturcharakter. Die Gründer des Institutes für Völkerrecht erklären: „. . . Sie glauben, daß sich eine Pax americana nur aus der Gerechtigkeit und ihrer Anwendung zwischen und innerhalb der amerikanischen Völker ableiten. Darum beschäftigen sie sich hauptsächlich damit, die Fundamentalgrundsätze der Gerechtigkeit zu studieren, zu zeigen, daß sie zwischen den Nationen ebenso anwendbar sind, wie zwischen den Individuen, daß sie sich in Bestimmungen des Völkerrechts

übertragen lassen, und daß es diese Grundsätze der Gerechtigkeit, nicht die Reglementierungen des Krieges sind, die jenen Zweig der Rechtswissenschaft bilden, den man das Völkerrecht nennt." Ebenso greift die panamerikanische Finanzkonferenz und die Intellektualunion innerhalb ihrer Arbeiten und Verhandlungen in das politische Gebiet über. Wenn man diese Reden amerikanischer Staatsmänner und Gelehrter liest, so befindet man sich einer ganz andersartigen Sprache gegenüber, als an die man bei uns gewöhnt ist. Vergebens wird man suchen nach der gewohnten Phraseologie europäischer offizieller und halboffizieller Äußerungen. Dieses ist ein Phänomen, das sich uns schon durch die Reden des Präsidenten Wilson wiederholt dargestellt hat, und wir Europäer konnten sie zunächst nicht verstehen. Nach und nach kam uns aber die Erkenntnis; doch glauben wir jetzt, das sei eben eine Eigenart gerade dieses besonders auf sittlicher Höhe stehenden Staatsmannes (oder soll man sagen dieses Professors? Man weiß eben nicht, wo der Professor aufhört und der Politiker anfängt). Aber dies ist nicht eine zutreffende Annahme. Lauschen wir den Worten der Kollegen Wilsons — denn es gibt ja außer ihm noch 20 andere Präsidenten — so staunen wir ebenfalls über das Hervortreten der sittlichen Weltanschauung in Politikern. Freilich mag ja Wilson besonders hervorragend sein; aber wir sehen, daß sich seine Persönlichkeit aus einem neuen Kulturboden hervorhebt, der seine seltenen Geistesanlagen eben zu dieser Reife gebracht hat. Und diesen von Amerika selbst errungenen Kulturzustand will und muß Wilson als Vertreter Pan-Amerikas verteidigen. Der Monroeismus, eben jenes amerikanische Verteidigungsmittel, ist nicht eine gegen Europa gerichtete Waffe, sondern — das hat Wilson oft und deutlich genug gesagt und ich wiederhole es hier mit Friedens Worten: „ . . nicht gegen die Kulturgemeinschaft Europas richtet sich der Kampf, er richtet sich gegen jenes alte, absterbende Europa, das heute vom neuen Europa selbst als ein Hindernis seiner Entwicklung angesehen wird. Er richtet sich gegen die Ueberbleibsel des mittelalterlichen Feudalstaates . . . gegen das System der Gewalt, der Intervention, der Ränke, der egoistischen Machtpolitik, der Dynastieinteressen, des Diplomatenehrgeizes . . .“

„ . . Die Konzentrierung der amerikanischen Republiken in der Idee, daß sie alle unter verschiedener politischer Flagge ein einheitliches politisches System bilden, ist eine moralische Allianz . . .“, so charakterisiert der brasilianische Staatsphilosoph Nabuco das amerikanische Verhältnis im Gegensatz zum europäischen. Diese Idee suchte Wilson auch in Europa durchzusetzen, er suchte aus der amerikanischen eine Weltorganisation zu machen. Er kämpfte zuerst mit Worten, schließlich mit dem Schwert. „Mit dem Neutralsein, so erklärt er, wäre es vorbei. Deshalb müsse Amerika bereit sein, seine ganze geistige und physische Kraft für die Sicherung dieser

Rechte auf dem ganzen Erdenrund in die Waagschale zu werfen.“

Wer die erste Auflage „Pan=Americas“ kannte, sah jetzt gespannt der zweiten entgegen. In der Tat, der Teil, der nach der Tagung der vierten panamerikanischen Konferenz hinzugekommen ist, bietet eine solche Fülle von Ereignissen des hochbedeutenden Entwicklungsganges Amerikas dar, und fügt eine so interessante überzeugende Wertung und Würdigung des gesamten Phänomens hinzu, daß man seine Erwartungen übertroffen sieht und sich mit einer Art inmitten der Drangsal der Zeit aufflammenden Hoffnung und Freude sagt: „Hier sieht man doch einen Bau entstehen, welcher für das Individuum wie für das Volk als solches zu einer Warte werden kann, um zu sehen, was wahrhaft sittliche Kultur ist, die Sehnsucht nach einer solchen, den Willen zu einer solchen zu erwecken.“ Wahrlich, das Buch ist wieder einmal ein rechtes Verdienst des unermüdllich schaffenden [Dr. Alfred H. Fried.

Elisbeth Friedrichs.

Unsere Politik.¹⁾

Zur Rechenschaft und Verständigung.

Wir haben zu den Ereignissen dieser vier einzigartigen Jahre der Menschengeschichte Stellung genommen. Auch in den Neuen Wegen ist dies zum Ausdruck gelangt. Und zwar nicht nur, wie sich ja von selbst versteht, in Bezug auf die letzten und größten Probleme, die dadurch brennend geworden sind, sondern auch in Bezug auf die Begebenheiten des Tages, die politischen Fragen und Vorkommnisse im engeren Sinne des Wortes, und zwar die nationalen wie die internationalen. Wir haben es nicht in Form zusammenhangloser Urteile getan, sondern haben uns durch eine bestimmte Grundauffassung leiten lassen und in diesem Sinne eine „Politik“ vertreten.

Daß wir damit allerlei Aufregung erzeugt haben, versteht sich in diesen Zeiten von selbst. Diese verhältnismäßig kurzen und nebensächlichen Äußerungen sind sogar von Vielen wichtiger genommen worden, als die langen und prinzipiellen Ausführungen über die letzten und größten Probleme der Stunde. Neben viel Zustimmung trat viel Widerspruch. Wertvolle und befreundete Menschen, die uns

¹⁾ Die folgenden Ausführungen geben zunächst selbstverständlich die Ansichten des Verfassers wieder und binden nur ihn selbst. Aber er weiß, daß er zugleich im Namen Vieler redet, daher das „Wir“ statt das „Ich“, das aber auch ein Zugeständnis an solche sein soll, die nun einmal darauf eingestellt sind, ein Reden in der ersten Person als eine Art Eitelkeit oder Anmaßung zu empfinden.